

# Häuslebau mit Herr und Helfern

**Musikfest (I)** Hans-Christoph Rademann dirigiert zum Auftakt Monteverdis „Marienvesper“ in der Liederhalle. *Von Mirko Weber*

**G**etarnte Leibeigenschaft und korruptes Mäzenatentum: was man für zentraleuropäische Verfallserscheinungen im Fußballgeschäft des 21. Jahrhunderts halten könnte, war, als die Oper durch Claudio Monteverdi miterfundener wurde („L'Orfeo“ datiert auf das Jahr 1608), schon alltägliche Praxis in Mantua, Venedig und Rom. Drei Jahre zuvor, 1605, hatte Paul V., ehemals Inquisitor, als Gegenreformer den Papstthron erklommen, ein überaus bornierter Mann. Da ihm Monteverdi die „Marienvesper“ („Vespro della Beata Vergine“) von 1610 widmete, mit der am Freitagabend das Musikfest Stuttgart in der Liederhalle eröffnet wurde, und das Fest das Thema „Reichtum“ zentral verhandelt, lohnt ein genauerer Blick.

Denn reich war Paul V., geboren als Camillo Borghese, allemal, und als er starb, hatte seine Familie, für die er beharrlich nebensächlich sorgte, mit den ehemals noch wohlhabenderen Orsinis und Colon-

**Das Stück ist zugleich geistlich und weltlich.**

nas in der Stadt gleichgezogen. Wer heute die Villa Borghese besucht, vor der Fassade des Petersdoms steht, die Paul V. errichten ließ, oder womöglich Geld im Vatikan abhebt, mag sich daran erinnern. Die Banco di Spirito Santo, ebenfalls von Paul V. gegründet, war das erste Geldinstitut des Kirchenstaats.

Auf diesen Papst jedenfalls setzte Monteverdi vorübergehend in einem Anfall aus Verzweiflung (Frau, Tochter und Mündel waren hintereinander weggestorben, das Abhängigkeitsverhältnis zu den Gonzagas, seinen Arbeitgebern in Mantua, entwürdigend) und Kalkül. Aber aus der anvisierten Stelle in Rom wurde nichts, und erst ein Zufall brachte eine Wendung.

Man sieht da im Übrigen, es ist alles schon mal da gewesen: Monteverdis Dienstherrn mussten einen Erben installieren, Francesco Gonzaga, der sich als Sparkommissar zuerst die Kunst vornahm und Monteverdi und dessen Bruder entließ. Was nach freiem Fall ausschaute, entpuppt sich 1613 als historisches Glück. Monteverdi gewinnt das Probevorspiel für die vakante Kapellmeisterstelle im venezianischen Markusdom, unter anderem mit der „Marienvesper“ im Gepäck, die vom kompletten Titel her für zweierlei taugt: zur geistlichen Vesper und zur weltlichen Repräsentation am Hof. Beides ist möglich, reine Männerbesetzung mit Anti-



Hans-Christoph Rademann und Musiker der Gaechinger Cantorey bei der „Marienvesper“

Foto: Holger Schneider

phonen, also Wechselgesängen, wie auch die Beteiligung weiblicher Virtuoseninnen.

Davon hat die Stuttgarter Monteverdi-Aufführung der neu formierten Gaechinger Cantorey so einige: allen voran Friederike Otto, Anna Schall und Julia Fritz mit den trompetenähnlichen Zinken, manchmal so unfassbar weich in der Artikulation, dass es nicht wundert, wenn am Ende der Spiritus Rector, Hans-Christoph Rademann, die drei mit scheinbar besonderer Verve zum Aufstehen beim großen Schlussapplaus bewegt. Wer der Originalklangrede, die von nun an allein das Ensemblerpertoire der Bachakademie prägen wird, womöglich ein wenig distanziert gegenüber gestanden haben mag, durfte sich allein durch diese drei Musikerinnen vollkommen beruhigen lassen: Buchstäblich mehr im Einklang (mit sich und der Musik) kann man schwerlich sein. Und so zeigte sich, Stück für Stück, diese „Marienvesper“ als überaus geeignet, ein Zeugnis davon zu geben, wie hoch konzentriert, vollkommen organisch, aber förmlich unangestrengt das Zusammenspiel der neuen Gaechinger bereits funktioniert.

Das liegt unter anderem auch an der Intensität und Akkuratess, mit der am Geigenpult von Nadja Zwiener und Liz Mac Carthy gearbeitet wird. An Zwieners Wer-

degang lässt sich erkennen, welchen Paradigmenwechsel Rademann bei der Bachakademie eingeläutet hat, denn spezialisiert als Zwiener kann man in der Alten Musik kaum sein: Nach der Schule in Berlin und dem Studium bei Eberhard Feltz wechselte sie nach London zu David Takeno. Direkt danach folgten Engagements bei den führenden Orchestern für Originalpraxis, in denen – ein schöner Nebeneffekt – der Frauenanteil seit je besonders hoch ist: Das waren The Orchestra Of The Age Of Enlightenment und die Akademie für Alte Musik in Berlin.

Von ihrer Konzertmeisterstelle bei The English Concert ist Nadja Zwiener nun nach Stuttgart gewechselt – und natürlich ist ein solcher Schritt mit hohen Erwartungen von beiden Seiten verbunden. „Wir wollen“, hatte Hans-Christoph Rademann vor dem Beginn des Festivals gesagt, „einfach gute Musik machen.“ Nun – kein Zweifel: das ist, im Falle von Monteverdi, ganz besonders gut gemachte Musik.

„Baut der Herr nicht das Haus, dann arbeiten umsonst, die daran bauen“, wie es bei Monteverdi im „Nisi dominus“ heißt, ist freilich, die theologische Bedeutung einmal hintangestellt, dabei eher nicht das Motto für die programmatische Ausrichtung aller Beteiligten. Rademann nämlich

versteht sich, bei aller präzisen Zeichensetzung, dann doch mehr als Bestandteil einer Gruppe von Individualisten denn als alleiniger Gestalter. So ist es ein Häuslebau mit dem Dirigenten schon noch als Herr, vor allem aber als Helfer.

Und man spürt, bei immenser Güte des Solistenensembles, das Suchende in allen, weil das Forschen nach dem jeweiligen Klangideal idealerweise keiner direkten Vorgabe folgt, sondern immer ein Herantasten an Möglichkeiten ist. So fallen die Frage- und Antwortmomente im Konzert auf der in Kirchenfensterfarben weinrot und lila illuminierten Bühne – und davor und dahinter – manchmal vorerst ein bisschen blutleer aus und unterbrechen zumindest den ansonsten frei fließenden Rhythmus: Tempo, das dankenswerterweise nicht darauf aus ist, Geschwindigkeitsrekorde zu brechen.

Umgedreht werden Gipfel der Schönheit, der Zwiegesang von Dorothee Mields und Gerlinde Sämann in „Pulchra es“ zum Beispiel, nicht über Gebühr zelebriert. Falsche Feierlichkeit ist nie das Maß der Dinge für Rademann, der in Stuttgart am Anfang eines Weges steht, auf dem er bereits ein Riesenstück vorangekommen ist. Unter der Woche beim Musikfest, dann mit Bach, und am nächsten Wochenende, mit Händel, wird man hören, wie weit die neuen Ensembles dort, in der Interpretation geschlossenerer Formen, sind.

Im Übrigen gab es, neben vielen außerordentlichen Momenten, einen ganz besonderen Augenblick, in dem deutlich wurde, dass ein radikales Musizieren sogenannter Alter Musik die Pforten der Wahrnehmung wie Türen öffnet: das war, als zwischen Psalm 121 und 126 durch die drei fein austarierten Chorgruppen eine Raumwirkung erzielt wurde, die wie von selbst den Sinn stiftete zwischen dem, was der barocke Komponist Claudio Monteverdi im Klang angelegt hat, und dem, was der gleichzeitig keusche und sinnliche Zeitgenosse des zwanzigsten Jahrhunderts, der Venezianer Luigi Nono, später paraphrasierte. Minutenlang hörte man die Zukunft reden. Bezeichnenderweise war gerade („Nisi dominus aedificaverit domus“) vom Hausbau die Rede. Wohlan!

## Bachs Musik tanzt Tarantella

**Musikfest (II)** Das geniale Terem Quartet aus St. Petersburg verbindet Klassik, Filmmusik und Folklore. *Von Markus Dippold*

**E**in vertrautes Bild: Auf der Stuttgarter Königstraße sitzt ein Musiker mit einem Akkordeon und spielt Johann Sebastian Bach. Was dem Flaneur bestenfalls als Geräuschkulisse auffällt, kann unter anderen Umständen zu einem brillanten und amüsanten Konzerterlebnis werden. Seit 2015 veranstaltet die Stuttgarter Bachakademie innerhalb ihres Musikfestes Konzerte unter dem Titel „Unternehmen Musik“. Kunst trifft Wirtschaft, Sponsoren öffnen ihre Arbeitsräume – wie jetzt die Klett-Gruppe ihren charmanten Innenhof im Stuttgarter Westen. Zu Gast war dort am Samstagabend das Terem

Quartet aus St. Petersburg, vier Musiker, die Klassik, Filmmusik und Folklore auf genialische Weise verbinden.

Die markanten ersten Töne von Bachs Toccata d-Moll werden vom Akkordeon gespielt, nach einigen Phrasen bricht die Musik ab, pathetische Klänge zweier Domras, mandolinenartiger Saiteninstrumente, bedienen das Klischee der russischen Seele, ehe der Kontrabass mit groovigen Linien eine neue Richtung vorgibt. Das Terem Quartet benutzt leicht zu erkennende Versatzstücke aus Bachs Werken und stellt diese in vielfältige, überraschende Kontexte. So wird die Gigue aus der Suite g-Moll zum

Bordunlastigen Schottland-Trip, während das Präludium d-Moll als wilde süditalienische Tarantella daherkommt. Manches an diesem Abend hat anarchische Qualitäten. Anderes fordert einfach nur zum Schmunzeln heraus.

Entscheidend aber ist, dass diese Arrangements maßgeschneidert sind für die schier unglaubliche Virtuosität der Musiker. Die leicht angegrauten Herren freuen sich diebisch über die eigene Musizier-Fabulierlust, die in der zweiten Programmhälfte Filmmusik von Nino Rota oder aus dem Hollywood-Blockbuster „Mission Impossible“ neben romantische Programmmusik slawischer Provenienz stellt und am Ende mit dem Gypsy-Klassiker „Schwarze Augen“ sämtliche Folkloreklischees bedient – was das begeisterte Publikum ausgiebig bejubelt.